Nr. 655. 37. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Donnerstag, 24. Dezember 1908

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Das Gemüt in der Politik.

Ausländern fällt an unserer Umgangssprache nichts so sehr auf wie das Wort „gemütlich". Es ist ist schon wahr, wir machen einen etwas ausgedehnten Gebrauch von diesem Eigenschaftswort, und wir sind immer noch reichlich stolz auf „das deutsche Gemüt", namentlich im Gegensatz zu unseren frivolen Nachbarn im Westen. Wenn wir gegen die überlegene Formvollendung der Romanen sonst nichts Stichhaltiges mehr anzuführen wissen, dann rücken wir mit dem schweren Geschütze des „deutschen Gemütes" vor — und unser bleibt der Sieg!

Sind wir — und besonders in der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten — in Wirklichkeit ein so gemütliches Volk? Verwenden wir für unseren politischen Hausgebrauch, im Vergleiche zu anderen Völkern, einen so auffälligen Ueberschuß an zarten Gefühlen? Es verlohnt sich, unser öffentliches Leben daraufhin, wenn auch nur flüchtig, zu mustern.

Karl Immermann, gewiß ein Kenner deutschen Wesens, hat uns in seinem viel zu bald vergessenen „Münchhausen" das Charakterbild eines gänzlich gemütlosen Menschen hinterlassen. Das ist Karl Buttervogel, der deutsche Sancho Pansa, der nüchterne Bediente eines allzu phantasievollen Herrn. Der ist stets bereit, jede gewünschte Rolle zu übernehmen, jedes beliebige Quantum von Treue und Anhänglichkeit zu leisten, „wenn und wofern ihm fernerweite gute Verköstigung zugesichert wird". Daß dieser edle Menschentypus sich zu einer politischen Parteirichtung auswachsen und als solcher unsere innere Politik völlig beherrschen werde, das hätte sich der Schalk im Immermann auch nicht träumen lassen, sonst würde er „Carlos den Schmetterling" — ein gemütvolles Fräulein von ältestem Adel hat den prosaischen Bedientennamen also verklärt — wohl mit etwas grimmigerem Humor gezeichnet haben. Aber es ist schon so: der Bund der Landwirte — der grundsätzlich eine Politik der harten Selbstsucht ohne jeglichen Gemütszusatz betreibt und seine Mitwirkung erbarmungslos davon abhängig macht, daß „fernerweite gute Verköstigung zugesichert bleibe" —, er beherrscht die innere Lage. Die richtigen Junker haben alles „Gemütliche" aus ihrem Programm radikal ausgetrieben; sie geben sich mit langsichtigen Wechseln auf einen Zukunftstaat nicht zufrieden; sie ziehen hohe Zollschranken und Grenzsperren im Jahre 1908 dem entzückendsten Ausblick auf das Jahr 2008 entschieden vor.

An Sinn für die praktische Gegenwart steht die Sozialdemokratie ihrem Gegenpole, dem Agrariertum, ungeheuer nach. Sonst aber ist auch sie mit erstaunlichem Erfolge bestrebt gewesen, dem Typus Karl Buttervogel unter ihren drei Millionen Anhängern die denkbar stärkste Nachfolge zu werben. Nun wird man zugestehen müssen, daß für die breite Unterschicht die „fernerweite gute Verköstigung" eine ganz andere Bedeutung hat wie für die auf den Höhen der Menschheit Geborenen. Wenn hier das Streben nach Verbesserung der materiellen Lage alle entgegenstehenden Rücksichten verdrängt, so ist das durchaus begreiflich und verzeihlich. Nur daß die Sozialdemokratie — oder wenigstens ihre herrschende Richtung — sich auch all der Rücksichten entschlägt, die einer Aufbesserung der materiellen Lage ganz und gar nicht entgegenstehen: das will zur überlieferten Herrlichkeit vom deutschen Gemüte gleichfalls wenig stimmen. Die Brutalität gegen Andersdenkende und der Hochmut, der die historischen Zusammenhänge leugnet und von allen meßbaren Werten gerade den wertvollsten, den der Persönlichkeit bestreitet: auch das sind Anzeichen einer politischen Gemütslosigkeit.

Und wenn es so um die „kleine, aber mächtige Partei", so um die Dreimillionenpartei steht, steht es um die Zweimillionenpartei wesentlich anders? Sind in der Politik des Zentrums alle jene Kräfte des Gemüts wirksam, die Agrariertum und Sozialdemokratie so schmerzlich vermissen lassen? Nun, es gibt wohl keinen kühleren Rechner als die Herrschaften, welche die zarteste Kraft des Gemüts, das religiöse Empfinden des Menschen, berufsmäßig zu Kleingeld ausmünzen und auf den politischen Markt bringen. Können sie doch den Mund nicht öffnen zu politischer Rede, ohne ihren Herrn und Meister zu verleugnen, der nun einmal unzweideutig erklärt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Wessen Ideal der Kirchhofsfrieden des alleinherrschenden Dogmas ist und bleiben muß, der hat den Begriff des Gemütes übrigens längst aus seinem Sprachschatze gestrichen. Wenn es jemals „gemütlich" im öffentlichen Leben Deutschlands gewesen ist — die römische Weltkirche war weiß Gott nicht schuld daran.

Schon ein rascher Ueberblick also gibt die Gewißheit, daß unser Stolz von ehedem, „das deutsche Gemüt", in unserem öffentlichen Leben bei weitem die Rolle nicht mehr spielt, die wir ihm immer noch zuzuschreiben geneigt sind. Wir sind, in unserer Mehrheit wenigstens, ein recht gemütloses Volk geworden, das — vom letzten Hotelportier bis zu seinen höchsten Spitzen — dem äußeren Schliff, und namentlich dem größeren Geldbeutel des Auslandes zwar gern und tief seine Reverenz macht, das im Inneren aber frei von jeder Sentimentalität und unbekümmert um den lieben Nächsten seinen Interessen nachjagt. Nur der bürgerliche Liberalismus hat sich — man möchte sagen: leider! — noch eine gewisse Naivetät des Gemüts bewahrt. An einer Hypertrophie des Verstandes auf Kosten des Willens hat der deutsche Liberalismus von jeher gelitten. Nun kommt noch hinzu, daß er allein unter skrupellosen Mitbewerbern sich auf den Kultus der so stark vernachlässigten Gemütsseite verlegt hat!

Aus diesem seelischen Dilemma des Liberalismus sind alle die „verpaßten Gelegenheiten" zu erklären. So die Unterstützung konservativer und klerikaler Kandidaturen bei den letzten Reichstagswahlen — nur um nicht in den Verdacht des „Liebäugelns mit der Sozialdemokratie" zu kommen, so die Tatsache, daß auch jetzt, wie zu befürchten steht, Fürst Bülows Finanznot vorübergehen wird, ohne daß die bescheidene Frage beantwortet werden wird, wie es denn nun eigentlich mit den verheißenen Reformen in Preußen, insbesondere mit der Wahlreform, steht. So vielleicht auch die Vorgänge in Rixdorf und vieles Aehnliche.

Lynkeus.

England und die Annexion des Kongostaates.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

✕ **Brüssel**, 24. Dezember.

Die auf den Kongostaat bezügliche Stelle der englischen Thronrede hat hier stark verstimmt und wird als ein neuer Beweis dafür angesehen, daß die Schwierigkeiten, die England der Anerkennung der Annektierung des Kongostaates durch Belgien entgegensetzt, noch lange nicht überwunden sind. Die von der „Times" veröffentlichten Briefe von 11 Lords, 19 Bischöfen, etwa 80 Mitgliedern des Parlaments sowie der Lord-Mayors von London, Edinburg und Liverpool und anderer hervorragender englischer Persönlichkeiten, die ihre Zufriedenheit mit der englischen Kongopolitik zu Ausdruck bringen und der belgischen Regierung Mangel an Bestimmtheit in ihren Versprechungen vorwerfen, haben noch Oel ins Feuer gegossen. Die „Independance Belge" weist die englischen Bedenken und Vorwürfe scharf zurück. Die Belgier brauchten keine fremde Macht als Hofmeisterin, schreibt das liberale Blatt. Sie seien ein zivilisiertes Volk und ertrügen keinen Druck von außen. Hätten sich auch doppelt so viel Bischöfe, Lords und andere Persönlichkeiten zusammengetan, um das englische Ministerium zum Widerstand gegen die Annektierung des Kongostaates durch Belgien zu ermutigen, so wäre diese Kundgebung deshalb doch nicht weniger unangebracht und verletzend. Die Engländer täten gut, den unglücklichen Indiern ihre Humanitätsgefühle zu reservieren, statt sich um Dinge zu bekümmern, die nur Belgien angehen.

Amerika und Venezuela.

Der Draht aus Caracas schweigt, das ist die Signatur der Lage. Weder vom südamerikanischen Festland noch von der britischen Kolonie Trinidad, noch von Curaçao aus ist heute irgend eine Nachricht über den Verlauf der Dinge seit dem Wochenanfang in die Welt gedrungen. Das bestätigt unsere Vermutung, daß nicht alles in der venezolanischen Hauptstadt sich so glatt und friedlich vollzieht, wie es nach den ersten von Gomez herausgelassenen Depeschen den Anschein hatte. Für heute steht die Ankunft des amerikanischen Kanonenboots „Delphin" in La Guaira bevor; seine drahtlosen Depeschen, die er an die bei Caracas liegenden Schwesterschiffe weiter gibt, dürften die ersten zuverlässigen Nachrichten über den augenblicklichen Stand der Dinge bringen. Inzwischen wird von Washington aus bestätigt, daß die Unionsregierung von den Vorgängen in Caracas nicht überrascht worden ist; es wird uns gemeldet:

β **London**, 24. Dezember. (Privat-Telegramm.)

In Bestätigung meiner Depesche von gestern abend wird dem „Standard" aus Washington gedrahtet: „Ich höre, daß der neue Diktator von Venezuela, General Gomez die Mitteilung vom Staatsdepartement erhielt, er könne auf die moralische Unterstützung Amerikas rechnen, und daß diese Mitteilung zur Absetzung Castros führte." Weiter wird gemeldet, daß der amerikanische Staatssekretär Root lange Konferenzen mit dem britischen Botschafter Bryce und den Vertretern der übrigen Großmächte über die Lage in Venezuela hatte. Dem früheren amerikanischen Gesandten in Venezuela, Buchanan, der als Spezial-Kommissar nach Venezuela geht, sind Instruktionen mitgegeben worden, in der freundschaftlichsten Weise mit der dortigen Regierung zu verhandeln.

Man beachte, daß die Amerikaner nicht die Ankunft eines amerikanischen Friedensunterhändlers in Washington abwarten, sondern ihren eigenen Mann schleunigst zu den Verhandlungen entsandt haben. Er kommt an Bord eines Kanonenboots oder eines Kreuzers; andere Schiffe hat er in Aufweite. Die Vereinigten Staaten sind, wie man sieht, auf alle Möglichkeiten gut vorbereitet. Der Eindruck der Vorkehrungen auf die sich befehdenden Parteien kann schwerlich ausbleiben. Von der „moralischen Unterstützung" zur Intervention ist ein bedeutender Schritt, aber die Venezolaner werden doch die Nähe der Streifen und Sterne bei ihrer Küste nicht übersehen. Natürlich würde Amerika nur intervenieren, wenn es zum Schutze der amerikanischen Interessen nötig ist. Heute kann noch niemand sagen, ob nicht diese Notwendigkeit vielleicht eintreten wird.

Réveillon.

Von

Paul Block.

[Nachdruck verboten.]

✍ **Paris**, im Dezember.

Ein Restaurant auf den Boulevards.

Mitternacht.

Alle Tische sind besetzt. Kellner mit weißen Schürzen tragen unaufhörlich Schüsseln mit Krebsen heran. Die Musik spielt einen Walzer aus der „Lustigen Witwe". Damen in ausgeschnittenen Kleidern und Herren im schwarzen Frack sprechen flüsternd, aber sehr vergnügt aufeinander ein. Ein alter Onkel mit dem roten Bändchen der Ehrenlegion, schon ein wenig angezecht, küßt seine Nachbarin ganz ungeniert auf den nackten Oberarm und wird von den Tischgenossen lachend und schmollend zur Ruhe verwiesen. Der Geschäftsführer geht dienernd umher und macht freundliche Augen. Die Kassiererin, die zugleich die Frau Wirtin ist, sitzt majestätisch auf ihrem erhöhten Schreibtischthron, besieht sich bald rechts, bald links in einem Wandspiegel und addiert dann wieder lange Zahlenreihen zusammen. Das Geschäft wird gut. An der Kasse ist ein Plakat befestigt „Le Restaurant sera ouvert la nuit du réveillon".

Die Pariser feiern Weihnachten.

In einer Ecke wird deutsch gesprochen. Zwei Herren und eine Dame, sehr elegant. Der eine trägt ein Monokel, der andere ist klein und dick, mit einem Gesicht, dem alles gleichgültig ist. Die Dame scheint auch eine Deutsche zu sein, aber stark akklimatisiert. Haar in drei Farben, viele blitzende Ringe (ob alle echt sind?), ein goldenes Puderbüchschen mit allem Zubehör im Pompadour, von dem zuweilen Gebrauch gemacht wird. Es ist infam heiß. Stickluft.

Der Mann mit dem Monokel ist so lustig, wie es das Monokel erlaubt. Er lacht mit einiger Vorsicht, aber doch sehr ausdrucksvoll und sagt:

„Gott sei Dank, daß ich wieder in Paris bin. Ich kann diese deutsche Gemütsimpelei nicht mehr ausstehen. Meine gute Mama wollte durchaus, ich solle wieder mal einen Berliner Weihnachtsbaum erleben mit Lichterchen, Zuckerchen, Pfefferkuchen und Pedalchoral. Konnte ihr die Freude nicht machen. Mir sind Krebse und Blutwurst in Paris lieber."

„Und lustige Witwen," ergänzt der Dicke, der auf die Musik gelauscht und mit der Dame am Tisch unterm Tisch Verständigung gesucht hat.

„Natürlich, lustige Witwen auch, besonders wenn ihr Seliger noch auf Erden selig ist. Nein, war das eine Ueberraschung, Frau Lotte" —

„Hermance," korrigiert Lotte.

„Meinetwegen auch Hermance, wenn nur alles Uebrige unverändert bleibt. Vor zwei Jahren tanzten wir noch am Silvesterabend beim Papa, und Ihr verehrungswürdiger Gatte feute im Nebenzimmer mit dem bekannten Glück unglücklicher Ehemänner — und heute treff' ich Sie in Paris. Na ja, Sie waren immer für Fortschritt."

„Wir sind im Guten auseinander, Verehrtester. Mein Mann hat mich nicht verstanden."

„Nun, Liebe, Beste, das konnten Sie eigentlich auch nicht gut verlangen. Der gute Eduard hat die Literatur nur bis Paul Heyse mitgemacht. Er wird rot, wenn er den Namen Wedekind hört, und weiß nicht mal, warum. Ein Herzensmensch."

Der dicke Herr hat den sechsten Krebs in der Arbeit. Er sieht aufmerksam nach, ob von den Beinen noch etwas abzukratzen ist und bemerkt nach einem hoffnungslosen Versuch:

„O Gott, wenn ich schon so etwas höre! Heyse, Wedekind . . . Wollen Sie nicht auch ein bißchen vom Berliner Theater erzählen?"

Der andere schämt sich.

„Sie haben recht. Man kann sich noch immer nicht die deutsche Hast ganz ausziehen. Immer simpeln, Gemüt, Politik, Erinnerungen oder gar — scheußlich! — Literatur. Sünde und Schande! Hier in dieser göttlichen Stadt, wo das Leben einen so lustig fortträgt. Ist das nun nicht entzückend, wie die Leute hier den Heiligen Abend feiern?"

Hermance besieht sich aufmerksam in dem kleinen Spiegel der goldenen Puderdose und betupft ein kleines rotes Fleckchen mit Reismehl. Dabei seufzt sie vernehmlich.

„Na, na, was ist denn, Madame?" sagt der Dicke. „Tut die kleine Börse weh? Oder haben Sie noch Hunger?"

Hermance wird beinahe ärgerlich.

„Sie haben eine Ausdrucksweise —! Es wird doch immerhin gut sein, nicht zu vergessen, daß Sie eine anständige Frau vor sich haben, auch wenn sie zurzeit ohne Beschützer dasteht . . . ."

„Wird schon werden," sagt der Dicke gänzlich ungerührt. „Sie brauchen gar nicht so konstruiert zu reden. Aber wohm flog der Seufzer?"

Hermance schweigt einen Augenblick.

„Als ich noch klein war," sagt sie dann, beinahe verschämt. „Wir standen immer hinter der Tür, bis die Bescherung geklingelt wurde . . . ."

Dem Dicken bleibt vor Lachen ein Stück Brot im Halse stecken.

„Und Sie wollen sich hier akklimatisieren! Sie sind ja außerordentlich komisch, Teuerste. Sentimental sind wir hier nur im Theater. Wir machen uns hier nicht das Geringste aus Empfindsamkeiten. Geld verdienen — ja wohl, Sie können's ja auch, das haben Sie in Ihrer Pariser Zeit schon einigermaßen gelernt! — Geld verdienen und sich amüsieren! Im übrigen, auf alles pfeifen! Nur keine Emotionen zeigen! Freuden und Tränen, alles wird weggepudert. Das ist das schöne Gleichmaß unserer Kultur."

Eine Flasche Sekt wurde indessen vom Küfer mit Geschick entkorkt, erhielt eine Krawatte von einer Serviette und steht nun im Eiskübel auf dem kleinen Tisch wie eine Puppe im weißen Mantel. Sie flößt dem Herrn, der aus Berlin kam, sonderbare Pariser Phantasien ein.

„Sieht sie nicht aus wie ein kleines Firmelmädchen mit dem weißen Mantel und dem weißen Schleier?" fragt er. „Ach, dies Paris! Jetzt haben sie in Berlin ihren Karpfen heruntergegessen und liegen schon in der Klappe. Die Kinderchen haben die neuen Spielsachen mit ins Bett genommen, und im Salon riecht es noch verbrannten Tannenzweigen und Marzipan. Und auf den Straßen gehen die Leute mit großen Paketen nach Hause. In einer Stunde ist alles aus. Hier aber fangen wir erst an. Hier lachen wir über den alten Kinderdusel. Was ist Weihnachten?" frag' ich.

Der Dicke gibt die Antwort.

„Weihnachten ist ein Geschäft, und zwar ein gutes."

„Bravo, das ist's! Und das Geschäft soll leben. Alle Tage, wie in der nuit du Réveillon!"

Jetzt spielt die Kapelle den neuesten Walzer des Cafékonzerts, und der alte Onkel mit der Ehrenlegion, zwei Tische weiter, der schon ganz betrunken ist, nickt mit dem auf die weiße Hemddrust niedergesunkenen Kopf den Takt dazu.

„Vergnügtes Fest!" sagt Hermance.

Unter einer Seinebrücke.

Ein naßkaltes Wetter. Zuweilen fegt der Wind den Quai herunter, und die Menschen, die noch auf der Straße sind, schlagen die Kragen zum Gesicht. Die Seine fließt breit, dunkel und schmutzig dahin, auch in Nacht und Schmutz noch majestätisch. Die Häuser am Ufer sind